Das Establishment sollte man meiden

Früher begann der Tag mit einem Streifschuss: Frederick Forsyth erzählt sein Leben als Pilot, Reporter, Draufgänger, Lebemann und Bestsellerautor. Und er begleicht eine offene Rechnung.

Am 2. Januar 1970 setzte ich mich an den Küchentisch der geborgten Wohnung, nahm den Metalldeckel mit der Streifschussnarbe von meiner getreuen alten Reiseschreibmaschine, spannte den ersten Bogen ein und begann zu tippen." Dieser Satz steht auf Seite 271, und er ist, abgesehen von ein paar flüchtigen Nebenbemerkungen, der erste Abschnitt, der sich tatsächlich damit beschäftigt, wie aus einem vergleichsweise unbekannten britischen Auslandskorrespondenten nach seinem Romandebüt „The Day of the Jackal" (Der Schakal) ein weltweit erfolgreicher Autor von Thrillern wurde.

Nur hundert Seiten später schließt Frederick Forsyth, Jahrgang 1938, das Album seines Lebens wieder, auf das er den programmatischen Titel „Außenseiter" gesetzt hat. Es ist ein Selbstporträt des Autors als junger Spund. Denn was er auch unternimmt, er ist meist der Jüngste, der Sohn eines Kürschners aus Ashford in der Grafschaft Kent. Man könnte auch sagen: Er ist frühreif und dadurch gern zu früh dran. Dank der Weitsicht seiner Eltern lernt er bei Auslandsaufenthalten Deutsch und Französisch fließend, später kommen Spanisch und ein wenig Russisch dazu. So aufgestellt, wird er in Cambridge in ein bekanntes College eingeladen, von wo aus ihn man gleich für eine Laufbahn im Außenministerium empfehlen will. Aber ein Studium ist seine Sache nicht, eher schon der Besuch einer Schule für Matadore, auch wenn er im Vorbeigehen ein Diplom der Universität von Granada mitnimmt, während dessen ihn eine deutsche Gräfin die Liebeskunst lehrt: Das Leben ist seine Hochschule, und zwar das pralle, das riskante, das er gelegentlich leichtsinnig aufs Spiel setzt. An Selbstbewusstsein und elterlicher Liebe scheint es dem Einzelkind nie zu mangeln. Der Kasernierung der verhassten Internatsschule entzieht er sich mit tollkühnen Manövern, die ihn schließlich zum jüngsten Piloten der Royal Air Force machen.

Der junge Mann möchte Auslandskorrespondent werden, weil er die Welt bereisen will. Zunächst geht er in Norfolk in die beste aller Grundausbildungen – er wird Lokaljournalist; dann zieht er weiter in die Fleet Street, landet bei Reuters, wird nach Paris abkommandiert, wo er den stets unter Anschlagsgefahr lebenden General de Gaulle erlebt, den er später als Romanfigur einsetzen wird. Es folgt ein Jahr in der Hauptstadt des Arbeiterparadieses DDR, in Ost-Berlin. In Notlagen schlüpft er in die Rolle des naiven Trottels, der Stasi gegenüber verfängt dieses Spiel naturgemäß nicht.

Der Wechsel zur BBC erweist sich als kompletter Fehlschlag, weil Forsyth nicht begreifen will, dass der Staatssender dazu da ist, London wohlgefällige Nachrichten zu verbreiten. Und so ist er wohl bis heute im Herzen Journalist geblieben, einer der altmodischen Sorte, wie sein Credo verrät: „Ein Journalist sollte sich nie mit dem Establishment gemeinmachen, allen verführerischen Schmeicheleien zum Trotz. Unsere Aufgabe besteht darin, die Mächtigen zur Rechenschaft zu ziehen, nicht, uns mit ihnen zu solidarisieren." Freilich, als Millionenseller ist es ihm später nicht gegeben gewesen, sich den Lockungen des Establishments ganz zu entziehen – man trifft sich eben doch auf Dinnerpartys.

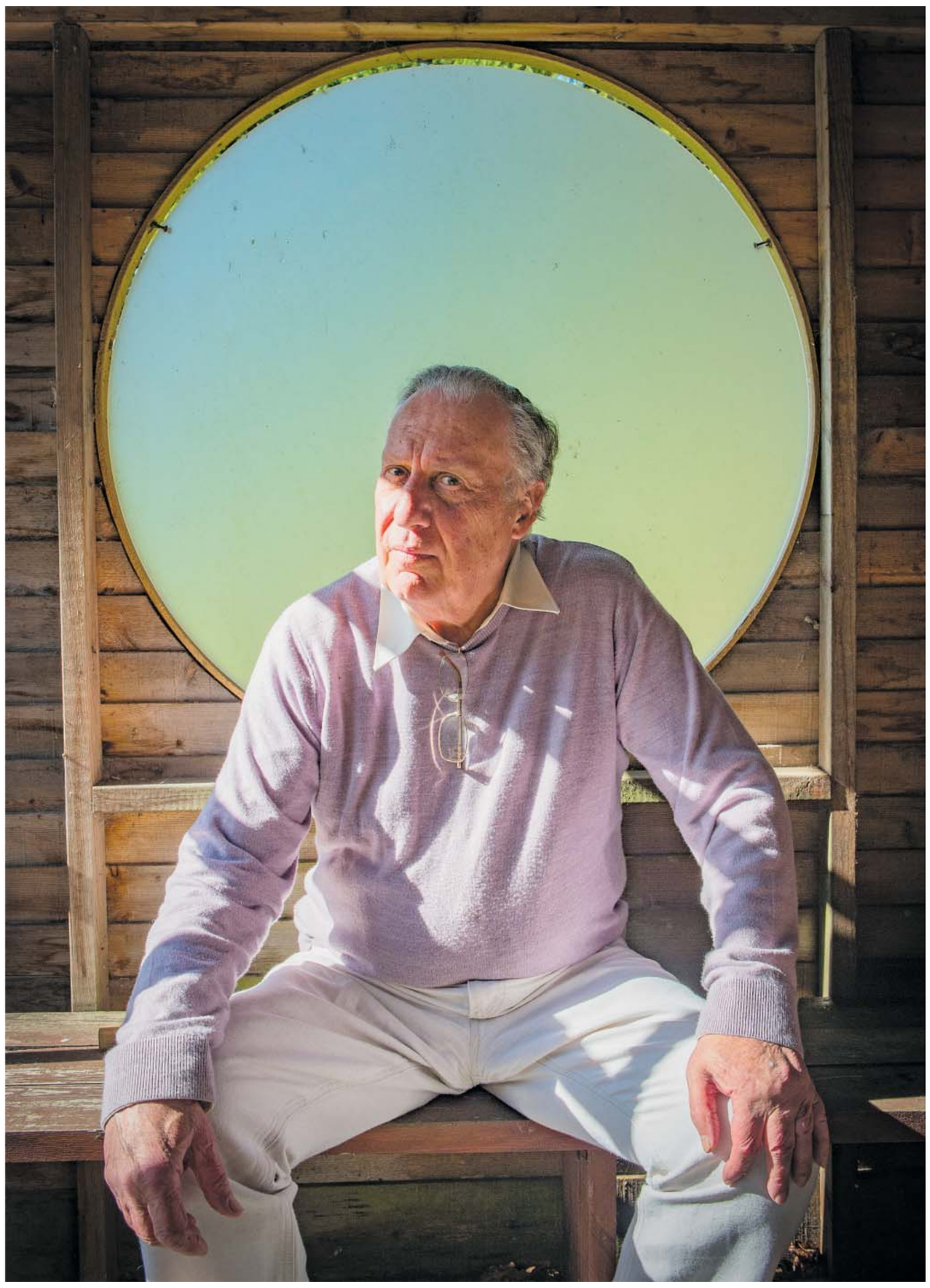
Der Tonfall dieser Memoiren ist salopp, die politischen Bewertungen sind gelegentlich stereotyp und spiegeln die Zeit, in der sie herausgebildet wurden – den Kalten Krieg. Manches Argument reitet Forsyth bewusst trotzig gegen den Zeitgeist, etwa das Lob der Wehrpflicht; das „Gewese" der Deutschen um die Natur ist ihm in dem Maße fremd, in dem er sein eigenes Gewese um die Einsamkeit des Schriftstellers ignoriert.

Und doch birgt diese Autobiographie Anlass für eine Kontroverse. Vor allem in den umfangreichen Einlassungen zum Biafra-Krieg zwischen 1967 und 1970 wirft Forsyth der damaligen Regierung unter Harald Wilson Versagen, Desinformation und bewusste Wählertäuschung vor. Wer versuchte – wie es auch Winston Spencer-Churchill, der Enkel des Kriegspremiers, damals tat –, objektiv zu berichten, wurde als Unterstützer der Rebellen gebrandmarkt, derweil das Vereinigte Königreich entgegen allen Dementis Nigeria mit Waffen und Soldaten unterstützte. Diese „Clique eitler ranghoher Bürokraten und feiger Politiker" habe „die Ehre meines Landes für immer beschmutzt".

Forsyth kehrt, innerhalb der BBC kaltgestellt, auf eigene Faust in das Kriegsgebiet zurück und wird Augenzeuge der Hungerkatastrophe – Bilder, die ihn nie wieder verlassen. In dieser Zeit begann auch, wie er unumwunden einräumt, seine Zusammenarbeit mit dem Secret Intelligence Service, besser bekannt als MI6.

Von seinem Innenleben verrät Forsyth wenig, lieber lobt er den preiswerten Geheimdienst seines Landes, der Staatsbürger als kostenlose Boten einsetzt. Kurze Porträtabstecher werden Fremdenlegionären, Hetären, Söldnern, Kriegshelden und Figuren der Zeitgeschichte zuteil, die er interviewte, darunter David Ben-Gurion, Simon Wiesenthal und Ezer Weizman, den Gründer der israelischen Luftwaffe, den er standesgemäß fliegend in einem Zweisitzer befragte.

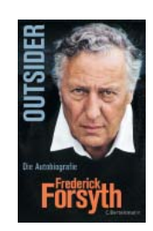
Die letzten hundert Seiten sind der recht glamourös verlaufenen Schriftstellerlaufbahn gewidmet, sie handeln von Lesereisen, Tauchurlaub, einem Rolls-Royce, zwei Söhnen, einer zweiten Ehe, Safaris, Hochseefischen, Geishas, Nobelhotels, Fallschirmspringen, Champagner, Umzügen – aber immer wieder auch von Recherchereisen wie jener nach Guinea-Bissau und nach Mogadischu, um für Romane Stoff zu sammeln.



Die Geheimnisse der Geheimdienste interessieren ihn ungemein: Frederick Forsyth. Foto Francesco Guidicini/The Sunday Times

Manche Kapitel sind aus der Gattung „Mein schlimmstes Ferienerlebnis"; eines widmet sich der Privatpleite vor fünfundzwanzig Jahren, als ein Anlagebetrüger sein Vermögen pulverisierte. Forsyth fängt einfach wieder von vorne an. Was er im Roman der Spannungslinie wegen gestrichen hätte, in der Selbstbetrachtung mag es seinen Platz haben. Dass er das Buch mit Standardrhetorik beginnt, gehört zum Spiel: „Um ehrlich zu sein, ich hatte nie vor, Schriftsteller zu werden." Sicherheitshalber bestreitet er, seine „Lebensgeschichte" oder gar eine „Selbstrechtfertigung" geliefert zu haben. Seine euroskeptischen Interventionen, sein Kampf gegen politische Korrektheit sind dem bekennenden Konservativen dagegen keine Erwähnung wert.

Außergewöhnlich ist dieses Leben zweifellos, und in seinen besten Passagen sind die Erinnerungen daran spannend und süffig geschrieben. Um einen Platz in der Literaturgeschichte war es Frederick Forsyth nie zu tun, mit seinen ersten, innerhalb von drei Jahren veröffentlichten Romanen „Der Schakal", „Die Akte Odessa" und „Die Hunde des Krieges" hat er seinen Platz im Kanon des Genres gesichert. Der Rest war Zugabe. Die hat er genussvoll ausgelebt, weil er nicht das tat, nicht tun musste, was nach seiner Beobachtung allzu viele seiner Zeitgenossen tun: „Der Mensch verbringt die meiste Zeit damit, in überfüllten Städten herumzulaufen und sich davon zu überzeugen, wie wichtig er für den Lauf der Dinge ist." HANNES HINTERMEIER



Frederick Forsyth: „Outsider". Die Autobiographie.

Aus dem Englischen von Susanne Aeckerle. C. Bertelsmann Verlag, München 2015. 384 S., Abb., geb., 19,99 €.

Er hatte ja wirklich seine Fähigkeiten

Angela Merkel nutzt ein Treffen mit ihrem Vorgänger zu später, freundlicher Rache

Wieso macht sie das? Wieso ließ die Bundeskanzlerin sich dazu überreden, im Haus der Bundespressekonferenz „Die Biographie" (Betonung auf „die") vorzustellen, die der Historiker Gregor Schöllgen über ihren Vorgänger Gerhard Schröder geschrieben hat – ein tausendseitiges Buch, das so eng bedruckt ist und so dünnes Papier hat wie eine Bibel und das sie niemals ganz gelesen haben kann.

Die Tür geht auf, Merkel kommt rein, gefolgt von Schröders Biograph, dann Gerhard Schröder selbst. Erst ist nicht ganz klar, ob die Bundeskanzlerin und der Bundeskanzler a. D. sich nebeneinanderstellen sollen – sie sind ja fast gleich groß –, weshalb der Chef der Deutschen Verlags-Anstalt sicherheitshalber den Biographen dazwischenschiebt für die amtlichen Fotos.

Auch auf dem Podium sitzen die beiden nicht nebeneinander, nicken einander aber freundlich zu. Angela Merkel steht auf, 935 Seiten habe dieses Buch und 102 Anmerkungen; allein der Umfang mache deutlich, dass sich hier jemand mit wissenschaftlichem Anspruch ans Werk gemacht habe. Sie sagt das anerkennend, nicht spöttisch, während Gerhard Schröder versonnen in die Objektive der Fotografen vor sich blickt und den Eindruck macht, als fange er gerade an, sich wohl zu fühlen. Merkel sagt etwas zum Aufbau des Buchs, es klingt erst ein bisschen wie ein braves Uni-Referat (7 Kapitel habe diese Biographie: 1. Der Aussteiger 2. Der Anwalt 3. Der Kandidat 4. Der Kämpfer 5. Der Macher 6. Der Reformer 7. Der Ratgeber, wobei der „Aussteiger" am meisten überrasche, jeder denke doch an den „Aufsteiger", Schröder aber habe „rausgewollt aus der Armut", in der er aufgewachsen sei). Dann biegt sie ins Anekdotische ab, und es wird interessant.

Der Preis, den ein Autor und ein Verlag zu zahlen bereit sind, wenn die Bundeskanzlerin mit großer Aufmerksamkeit ein Buch vorstellt, ist, dass es um das Buch eher alibihaft geht oder eben nur am Anfang und dann schon bald nicht mehr. Zehn Jahre ist es fast auf den Tag genau her, dass Merkel und Schröder am Wahlabend im September 2005 in der „Elefantenrunde" saßen und Schröder sich vor Millionen von Zuschauern als eigentlicher Wahlgewinner präsentierte, obwohl die SPD nur die zweitstärkste Fraktion geworden war. Mit seinem machohaften Gebaren gegenüber Merkel hat er an diesem Abend Geschichte geschrieben. Und wenn nun Angela Merkel dort steht, in tiefrotem Blazer übrigens, wenn sie Gerhard Schröder lobt und Respekt bekundet, wo sie nur kann, dann feiert sie hier auch ihren ganz persönlichen Gedenk- und Genugtuungstag: ihren Sieg über einen Mann, der sie nicht ernst nahm, sie jetzt aber braucht, um in großem Stil wahrgenommen zu werden.

Dass sie, Angela Merkel, Gerhard Schröder nie unterschätzt habe im Wahlkampf, sagt sie. Dass sie in außenpolitischen Fragen gänzlich anderer Meinung sei, dies aber nichts an ihrer „Hochachtung gegenüber dem Reformer Gerhard Schröder" ändere. Dass es sie besonders gefreut habe, bei der Amtsübergabe im Kanzleramt auf ihrem Schreibtisch einen Kuchen gefunden zu haben, den ihr Vorgänger ihr hingestellt habe. Schröder dankt „Frau Merkel", dass sie dieses Buch vorstelle, es sei ja „nicht selbstverständlich, dass sie das macht".

Die Stimmung ist gut. Natürlich kabbeln sie sich auch ein bisschen, damit die Journalisten etwas zu lachen haben. „Haben Sie sich manchmal gewünscht, einen Machtmenschen wie Schröder in ihrem Kabinett zu haben, Frau Bundeskanzlerin?", fragt jemand. „Da wäre ich auch mit klargekommen", antwortet Merkel kichernd. „Aber ich meine, solche kreativen Menschen kann man ja gebrauchen. Er hatte ja wirklich seine Fähigkeiten." Bis ein Mann von der „Bunten" wissen will, ob sie, wo sie sich offenbar so gut verstehen, auch manchmal zusammen essen gehen oder miteinander telefonieren. „So ausschweifend wollen wir nicht gleich werden", sagt Merkel da.

So plätschert alles gutgelaunt dahin, bis sich jemand meldet und fragt, was sie jeweils für den größten politischen Fehler des anderen halten. Schröder, der an einem solchen Tag keine Kommentare zur Tagespolitik geben will, auch zu VW nicht, hält sich zurück. Es sei nicht angemessen, in der Situation einer solchen Veranstaltung über Fehler zu sprechen. Man geht schon davon aus, dass Merkel ihm zustimmen und sich gleichermaßen einer Antwort entziehen wird, als sie das Mikrofon in die Hand nimmt und sagt: „Ihre Kanzlerschaft ist ja schon abgeschlossen, und so darf ich mir vielleicht eine Antwort erlauben." Ein Moment der Spannung entsteht.

Was wird sie sagen? „Ich kann abschließend sagen, dass ich nicht richtig fand, dass er den Parteivorsitz abgegeben hat", sagt sie, nicht an Schröder gewandt, über Schröder. Man glaubt erst, nicht richtig gehört zu haben, begreift dann aber, dass unter all den Liebesbekenntnissen dieser Buchvorstellung dies wohl das wahrhaftigste ist: Wenn es um große Fehler geht, denkt die Bundeskanzlerin gar nicht erst an politische Inhalte. Sie denkt an Ämter und Funktionen. JULIA ENCKE

Was schwebt denn da die Treppe herunter?

Gespenster gibt es nicht nur in England: Roger Clarke vermasselt mit seinem Buch über Geistererscheinungen ein sehr schönes Thema

Wie so vieles im Leben unterliegt auch die Möglichkeit, Geister zu sehen, der statistischen Wahrscheinlichkeit. Sie ist am größten, wenn man dösend auf dem Bett liegt, eine Hirnläsion erlitten hat, an einer Temporallappenepilepsie leidet oder einfach eine ordentliche Dosis Drogen einnimmt. Man kann aber auch in einer historischen, wenig frequentierten Bibliothek arbeiten. Die alten Bücher dort können vielleicht halluzinogene Pilzsporen enthalten, die man bei der Lektüre einatmet.

Phantastische Gesichtserscheinungen sind Gehirnwahrheiten, das hatten schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts einige Physiologen postuliert und damit die Geisterseherei in den rationalen Hafen der Psychophysiologie zu leiten versucht. Aber noch 1924 fühlte sich der legendäre Zauberkünstler und Antispiritist Harry Houdini veranlasst, alle von ihm untersuchten übersinnlichen Erscheinungen als Produkt getäuschter Gehirne anzusehen.

Roger Clarke will einer solchen nüchternen Betrachtungsweise gar nicht widersprechen und hält sich klugerweise aus der Diskussion heraus, ob es Geister gibt oder nicht. Ihn interessiert vielmehr, was man beim Geistersehen eigentlich sieht und welche Geschichten davon erzählt werden. Das ist eine interessante Fragestellung, zumal der Autor die maßgeblichen Bedingungen für das Gedeihen des Geisterglaubens herausstreicht: die Religion, den sozialen Status derjenigen, die Geister gesehen haben wollen, sowie die Medien, deren doppelte Bedeutung den Autor zu einigen pointierten Kommentaren verleitet. Technische Medien wie Fotografie, Röntgenstrahlen oder Film beflügelten den Geisterglauben und nährten gleichzeitig die Hoffnung auf eine wissenschaftliche Erklärung solcher Phänomene. Menschliche, in aller Regel weibliche Medien machten Männer zu überzeugten und gleichzeitig sexuell angespannten Geistersehern. Und schließlich darf das Geld nicht vergessen werden. Nicht nur für den zwielichtigen englischen Geisterjäger Harry Price dürfte Clarkes trockene Bemerkung gelten, dass „er seine ursprüngliche Absicht, bei der Wahrheit zu bleiben, etwas lockern musste, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen".

Eigentlich sind alle Ingredienzen für eine unterhaltsame und kenntnisreiche Naturgeschichte der Gespenster vorhanden, zumal Clarke eine hinreichend ironische Haltung zu seinem Gegenstand einnimmt. Dennoch ist ein ziemlich enttäuschendes Buch daraus geworden, und das aus zwei Gründen. Zum einen wird das Buch als „gelehrter Universalführer durch die Welt der Spuks angepriesen". Nichts könnte irreführender sein. Dieses Buch ist gnadenlos englisch, und es macht sich auf fast schmerzhafte Weise die monolinguale Dürftigkeit eines Autors bemerkbar, der anderssprachige Quellen – von Sekundärliteratur zu schweigen – scheut wie der Teufel das Weihwasser.

Was der Berliner Aufklärer Friedrich Nicolai über seine Phantasmen berichtet, ist nur im Kontext der von Karl Philipp Moritz begründeten Erfahrungsseelenkunde zu verstehen. Die abenteuerliche Geschichte des Franz Anton Mesmer und seines animalischen Magnetismus ist nur vor dem Hintergrund der politischen, sozialen und wissenschaftlichen Entwicklungen im Frankreich und Deutschland des späten achtzehnten und frühen neunzehnten Jahrhunderts zu schreiben. Der Weg des Psychiaters Hans Berger zur Erfindung der Elektroenzephalographie ist verschlungen, doch ein unverstandener Außenseiter war Berger nicht. Was Clarke zu all diesen Episoden zu sagen hat, würde nicht einmal als studentische Seminararbeit durchgehen. Wissbegierige Leser werden hier universal in die Irre geführt.

Im Leintuchstil: die Brown Lady von Raynham Hall 1936 Abb. a. d. bespr. Band

Zum anderen weist das Buch erhebliche kompositorische Ungereimtheiten auf. Im Grunde wäre Clarkes anglozentrische Perspektive überhaupt kein Problem, zumal er sich dort beeindruckend gut auskennt, und es wäre auch hinzunehmen, dass er ohne wissenschaftlichen Anspruch diese reichhaltige Geistergeschichte – „Englands großes Geschenk an die Welt" – erzählerisch ordnet und entfaltet. Doch dazu fehlen Kriterien und Strukturen. Mit den taxonomischen Ordnungsbemühungen der klassischen Naturgeschichte hat Clarkes Buch so viel zu tun wie Großmutters Strickbeutel, der verschiedenfarbige Wollknäuel enthält.

Entsprechend handgestrickt sind auch die umfangreicheren Kapitel über Geistergeschichten, die die englische Gesellschaft vom 17. bis zum 20. Jahrhundert in Atem hielten. Betrügerische Séancen in der Londoner Cock Lane, unheimliche Ereignisse in einem Pfarrhaus in Borley oder der Aufstieg und Fall des Séancen-Meisters Daniel Dunglas Home: diese und andere Geschichten sind eigentlich ganz hinreißend, aber Clarke vermasselt sie, weil er, von seiner großen Detailkenntnis verführt, immer wieder neue Personen einführt, nicht recht einsichtige Bezüge herstellt, historische Rückblenden einschaltet und in Nebenbemerkungen mit seinem Wissen angibt. Diese Windungen und Wendungen schlagen wie ein Poltergeist in die narrative Szenerie rein, was aber den Unterhaltungs- und Erkenntniswert dieses Buches nicht gerade steigert.

Geht es über einzelne Geschichten hinaus, wird der Autor ganz hilflos. So heißt es über die 1881 gegründete Society for Psychical Research, über die viel Interessantes zu sagen wäre und auch schon gesagt worden ist: Sie „war in manchen Belangen ihrer Zeit weit voraus und in anderen ihr getreues Spiegelbild". Nun ja. Ob die Society damit, dass sie keine Gespenstergeschichten von Dienstpersonal akzeptierte, weil sie Betrug witterte, ihrer Zeit voraus war oder nur die bestehenden Klassenschranken reproduzierte, bleibt offen. Man hätte aber auch darauf verweisen können, dass die Verschränkung zwischen der Glaubwürdigkeit eines Berichts über ein ungewöhnliches Phänomen und dem sozialen Status desjenigen, der über dieses Phänomen berichtete, bereits in der Royal Society des siebzehnten Jahrhunderts von zentraler Bedeutung waren. Es liegt auf der Hand, dass die um wissenschaftliche Kredibilität bemühten Esoteriker die alten Tugenden einfach übernahmen. Aber auch davon erfährt man bei Clarke nichts.

Erschienen ist diese unglückliche „Naturgeschichte der Gespenster" in der völlig zu Recht gerühmten Reihe „Naturkunden" des Verlags Matthes & Seitz. Auf die Herstellung des Buches ist einmal mehr größte Sorgfalt verwendet worden. Es ist eine sonderbare Erfahrung, ein Buch in der Hand zu halten, bei dem Inhalt und wunderbare materielle Gestaltung so sehr voneinander abweichen. Aber gerade aus der Naturgeschichte lässt sich lernen, dass für manche Bücher mit universalistischem Anspruch gilt: Je mehr man liest, desto weniger weiß man. MICHAEL HAGNER

Roger Clarke: „Naturgeschichte der Gespenster". Eine Beweisaufnahme.

Aus dem Englischen von Hainer Kober. Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2015. 336 S., Abb., geb., 38,– €.